

Die Suche nach der Stadt

Anne Pfeifer, ETH Zürich, Institut für Städtebau des Netzwerkes Stadt und Landschaft (NSL)

Kennen Sie das Gefühl, aus einem stein-kalten Gebäude hinauszutreten und unwillkürlich einen Moment innezuhalten, weil das Klingeln der Straßenbahn, das Geschrei des Zeitungsverkäufers und die Geschichtsfülle der gegenüberliegenden Hausfassadenreihe den eigenen Körper spürbar umarmen und ein unbeschreibliches Gefühl des Zuhause-seins emporsteigt? Jene Abende, wenn wir im Zwischengrau von Tag und Nacht ins Gassengewirr eingetaucht waren? Jene auf der Haut kribbelnde Empfindung zwischen Herz klopfender Angst und aufregendem Abenteuer, wenn wir fremdartigen Gestalten in muffig riechenden Hausecken begegneten oder seltsame Geräusche in der Ferne nicht deuten konnten? Das war sie.

Am Anfang waren es nur kurze Momente, in denen ich sie aus den Augen verlor. Meistens reichte es, um die Ecke zu biegen und einen kleinen Platz mit Straßencafés zu betreten. Im Getöse lachender Menschenstimmen, plätschernder Brunnen und geschichtstrunkener Steinfassaden entdeckte ich sie wieder. Irgendwann wurde es jedoch schwieriger, sie auszumachen, ja ich hatte geradezu das Gefühl, mich suchend von ihr zu entfernen. Und je länger es dauerte, bis ich sie wieder fand, desto schwerer konnte ich mich an sie erinnern. Es war, als wenn ihre ganze lebendige Vielfalt und faszinierende Widersprüchlichkeit sich auf ein abstraktes Bild reduzierte. Ich konnte mir ja nur ein schnell identifizierbares Bild einprägen, damit ich sofort wusste, ob ich sie wieder gefunden hatte. Aber genau das hätte mich stutzig machen müssen.

Ich hatte begonnen, diese Empfindungen zu vergessen und stattdessen angefangen, Bilder zu vergleichen. Wenn der erhabene Kirchturm oder die stolze Rathausuhr fehlten, wenn sich nicht eine bestimmte Anzahl an Menschen auf der Straße befand, wenn die Läden samstags nicht öffneten und die Fassaden nicht mindestens ein

Alter von hundert Jahren vermuten ließen, wenn der Platz nicht von vier Häuserzeilen räumlich begrenzt wurde und Wohnen und Arbeiten sich nicht sichtbar im Gebäude mischten, dann begann ich mit wissenschaftlicher Spitzfindigkeit zu urteilen: hier konnte sie nicht sein – ich musste weiter suchen.

Ich begann, Gerüchten zu folgen. Ich müsste das Auto nehmen, hieß es. Das Auto? Ich hatte sie immer zu Fuß gefunden, nur als Spaziergänger war sie zu entdecken. Aber es war schon die Zeit, wo ich das Gefühl für sie zu verlieren begann. Ich nahm also das Auto, fuhr mit Tempo einhundert an Getreidefeldern, blechernen Containern und sorgfältig gestrichenen Gartenzäunen vorbei und fragte mich, wie ich sie bei dieser Geschwindigkeit wahrnehmen sollte. Irgendwann wurde ich in eine endlos asphaltierte Parkplatzbatterie eingefädelt und von einem Strom fröhlich einkaufender Menschen mitgerissen. Als Erstes fiel mein Blick auf die kamerabestückten Glastüren. Nun ja, wenn wir früher durch die Gassen flaniert waren und die Schaufenster uns lockten, die Nase an ihnen platt zu drücken, dann fühlten wir uns manchmal als schelmische Voyeure. Aber Überwachungskameras? Und dann stand ich auf dem zentralen, überdachten Platz. Menschen schlenderten lachend an mir

vorbei, das Plätschern eines Brunnens vermischte sich mit der beschwingten Musik im Hintergrund, ein Eisverkäufer machte Kinder glücklich, und die bunten Schaufenster verrieten handelnde Betriebsamkeit. Ich fühlte mich elend. Die Granitplatten des Bodens waren schrecklich sauber, das künstliche Licht ließ mich frösteln und beim Anblick des geschult grimmig dreinblickenden Sicherheitsmannes fragte ich mich, wie er reagierte, wenn ich mir die Schuhe ausziehen und barfuß durch den Brunnen laufen würde. Das war sie nicht. Es war nur eine Hülle, ein oberflächlich inszeniertes Plagiat. Oder war sie jetzt nur noch eine Hülle?

Du musst toleranter werden, hieß es, nicht auf Altem dogmatisch beharren. Wir haben uns geändert, wurde auf mich eingeredet, da muss sie sich auch ändern. Ist es etwa nicht lebendig auf diesem neuen Marktplatz? Hat man sich nicht sichtlich bemüht, unterschiedliche Architekturstile anzuwenden? Und wie abwechslungsreich es sei: Gestern war Modenschau, heute ist großer Büchermarkt und die Kinder werden auch beschäftigt, sodass du ganz entspannt bummeln gehen kannst. Ich floh aus dieser Hülle, die sie sein sollte und doch nicht war. Und ich floh vor mir selbst, weil ein Teil von mir sich doch hatte verführen lassen und so viele Läden beieinander mit garantiertem Parkplatz ungemein praktisch fand.

Ich versuchte, meinen Gefühlen rational Herr zu werden. Wenn du sie nicht spontan durch Wahrnehmung und Beobachtung findest, sagte ich mir, dann vielleicht gezielt durch Lesen und Analysieren. Ich las also Unmengen an Büchern, wertete Statistiken aus, versuchte die Dinge zu systematisieren. Ich entwarf Förderprogramme ohne Zielvorstellung, organisierte Workshops ohne Ergebnisse, las noch mehr Abhandlungen, nahm an interdisziplinären Konferenzen teil, die alles auf einmal wollten, hörte geduldig wissenschaftlich fundierten Theorien zu und forschte, was das Zeug hielt. Doch ich fand sie nicht. Im Gegenteil. Die Gerüchte wurden bedrohlicher. Immer häufiger tauchte das Wort Krise auf; von Verfall, Auflösung, Schrumpfung und sogar Mord war die Rede. Es war alles so verwirrend. Keiner konnte mir helfen. Oder wollte mir keiner helfen? Die Ratschläge waren so widersprüchlich. Die Gesellschaft hat sich geändert, ist flexibler, mobiler und globaler geworden, sagten die Einen. Deshalb sehe sie jetzt anders aus. Durch Deine sentimental historisierende Brille siehst Du die Dinge nur mit Vorurteilen. Du kannst sie so nicht finden. Du musst sie neu interpretieren, indem Du die Entwicklungen akzeptierst. Du musst die Veränderungen als Chance begreifen und nicht als Verlust. Du musst weiter nach ihr suchen, sagten die Anderen. Sie ist unser historisches Gedächtnis, sie hat Werte und Qualitäten, die wir nicht verlieren dürfen, von denen wir für die Zukunft lernen müssen. Wir können den Status quo nicht jubelnd zum Optimum erklären. Doch das alles half mir in keiner Weise weiter. Das Blätterrauschen hatte mich taub gemacht, die Druckerschwärze blind, das Debattieren müde, die tausend verschiedenen Meinungen unsicher. Hatte ich mich geändert oder sie? Musste ich mich verändern, meine Einstellungen, mein Selbstverständnis, um sie zu finden, oder musste ich daran festhalten?

Ich wollte mich gerade ermattet auf eine Steinstufe setzen, als mich ein junges Mädchen mit entwaffnender Unbefangenheit nach dem Warum meiner Suche fragte. Warum ich sie brauchen würde. In einem leidenschaftlichen Plädoyer erklärte ich dem Kind, dass sie ein steinernes Abbild des menschlichen Zusammenlebens sei, dass ihre Beschaffenheit beeinflusst, ob wir uns wohl fühlen oder ängstlich durch die Nacht rennen, ob wir uns auf eine Parkbank setzen und Menschen treffen können, ob wir zu Fuß zur Schule gehen oder den Bus nehmen müssen. Und während ich ausführte, dass ein ganzer Berufsstand sich mit ihr beschäftigt, sie verbessern, erweitern, umbauen und sanieren will, wurde mir bewusst, dass ich die Frage des Mädchens überhaupt nicht beantwortete. Entsetzen stieg in mir auf. Mein Kopf war voll von theoretischem Wissen, das jede Frage nach Ursachen und Folgen sofort stichhaltig beantwortet hätte, das sogleich aufzählen konnte, welcher Wissenschaftler welche Theorie über sie vertrat und welches Buch er gerade veröffentlicht hatte. Aber mein Herz, das als Einziges fähig war, die Frage des Mädchens zu beantworten, schien unerträglich leer.

Ich rannte davon. Ich wollte alles hinter mir lassen, der verlockenden Stimme nachgeben, dass ich mich ins Unausweichliche fügen und die Suche aufgeben sollte, sich alles schon selbstständig entwickeln würde, dass ich alleine ohnehin nichts erreichen könnte. Ich lief, wie jemand, der nur vor sich selbst davonrennen kann und fand mich in einem kahlen Wohnhof wieder, dessen Fenster blind von Scherben oder genagelten Sperrholzplatten waren.

Mein Inneres schien nach außen gewendet. Doch dann nahm ich das bunte Treiben von dutzenden Menschen wahr, das in einem merkwürdigen Kontrast zu den leer stehenden Wohnblöcken stand. Und während mir ein Junge mit einem feuerroten Werkzeugkasten freudestrahlend entgegenkam, bemerkte ich, dass die Gebäude gar nicht so kahl waren, wie ich es beim ersten flüchtigen Betrachten erwartet hatte. Jugendliche hatten begonnen, die Erdgeschosse farbig anzustreichen, aus manchen Balkonen wehten bunte Stoffetzen, die Fenster vernagelnden Sperrholzplatten waren in individuelle Graffiti-Kunstwerke verwandelt und aus der eintönig grünen Wiese im Innenhof waren Liegestuhlstrände und Gemüsegärten geworden. Mitgerissen von unbekanntem Gesichtern fand ich mich auf dem Dach eines Wohnblockes wieder. Auf diesem war ein rechteckiger Platz von Säulen aus Getränkekästen gebildet worden, in dessen Mitte sich schon ein dutzend Menschen zusammengefunden hatte. Die enthusiastische Kreativität der Jugendlichen war zum Greifen spürbar, vermischte sich mit zaghaften Protesten älterer Anwohner und vermittelnden Vorschlägen halb besorgt beschwichtigender, halb überzeugt involvierter Eltern. Ich blickte vom Dach aus über eine einzigartige Silhouette. Ich sah Abrissbagger und Baukräne, neu verputzte Kirchtürme und verlassene Wohnhochhäuser. Ich nahm in weiter Ferne schmucke Einfamilienhäuser hinter endlosen Brachen und marktschreierische Großbauten neben heimeligen Kleingärten wahr. Ich hörte im Hintergrund leidenschaftlich vorgetragene Reden, Wortfetzen zur Zukunft der Wohnblöcke und ihres Innenhofes, es wurden fantastische Bilder entworfen, für deren Realisierung die Wirklichkeit nicht bereit schien, es prallten unvereinbare Lebensbilder, enttäuschte Erwartungen und schon vergessene Träume aufeinander. Und auf einmal umarmte mich jenes unbeschreibliche Gefühl des Zuhause-Seins, das ich so lange vermisst hatte und ich wusste, dass ich sie in den diskutierten Wünschen der Menschen wieder gefunden hatte. Ob ich sie diesmal festhalten kann?